

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 10

Artikel: Die Entstehung des Bartwals

Autor: Matutti

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Entstehung des Bartwals

Groteskes Märchen von MATUTTI

Es war einmal ein sehr grosses Tier, vor welchem alle Tiere auf Erden Furcht und Achtung empfanden. Selbst der König der Tiere verbeugte sich, wenn dieses übermässig grosse Wesen vor seinem Thron erschien. Denn wie so mancher König wusste er, dass einem der Thron nichts nützt, solange andere die Macht haben, und das grosse Tier, dem kein anderes glich, hatte die Macht. Es frass auf, wen es wollte und fragte keine Obrigkeit um Erlaubnis. Es warf jedes kleinere Tier aus dem Lande und raubte ihm sein Jagdrevier, wann es ihm beliebte. Es führte sich so auf, wie es ihm gut schien. Jedermann, ausser den Tieren, würde gesagt haben: Dieses grosse Geschöpf ist der König! Denn es ist das einzige, das nach keinem andern fragen muss und niemals notwendig hat, Rücksicht zu nehmen oder andern Platz zu machen.

Allein auch die Macht dieses Gewaltigen hatte ihre Grenzen, und die begannen dort, wo es sich danach sehnte, seiner eigenen Natur zu Leibe zu gehen und daran zu ändern, was ihm nicht gefiel. Die Sorgen und Zornanfälle, die es um dieser Grenzen willen erlitt, sind nicht leicht aufzuzählen. Es sah die Mittiere an und machte sich seine Gedanken über sie, und auch über den unbekannten Schöpfer, der sie alle geschaffen und jedem einen andern Vorzug gegeben. Und der Neid über die Vorzüge, die er so weise ausgeteilt, nagte am Herzen des Gewaltigen.

„Warum hat er mir keine Hörner gegeben, der Schöpfer?“ murmelte es mit seiner dünnen Stimme, wenn es den Büffel betrachtete. „Warum kann ich nicht krähen wie ein Hahn, oder wenigstens wie die Sänger, vor welchen die Menschen sich in die Knie werfen?“ grämelte es in sich hinein, wenn es frühmorgens einen Hennerich vom Bonne schreien hörte. „Warum habe ich nur ein so dünnes Stimmchen? Es sage niemand, dass die Natur weise sei oder gar vernünftig! Zu einem Tier wie ich eines bin, passt eine Stimme wie Donner und Meeresrauschen! Nicht ein solches Piepsstimmchen! Wenn ich nur sagen könnte, ich habe die Stimme einer Grippe wegen verloren! Aber nicht einmal das wird man mir glauben!“

Also haderte das grosse Tier, dem alles Platz machte, mit der Natur und ihrem geheimen Herrn. Alles, was es selbst an Vorzügen mitbekommen, schien ihm wertlos. Es sah nicht den Neid der andern, welche seine Riesengestalt und seine Kraft, die stark wie die des Sturmes war, bewunderten. Es sah nicht, dass selbst der König in seinen geheimen Stunden darüber nachdachte, wie er ebensogross und gefürchtet werden könnte. Wie so mancher, der alles hat, was ihn über die Mitlebenden erhebt, sah es seine eigene Bevorzugung nicht, sondern beneidete jeden armeligen Kerl um die Besonderheit, die er mitbekommen, und wenn es nur das weisse Winterkleid des Hermelins, die blau-sprengelte Zierfeder an den Flügeln des Eichelhäfers oder die Summstimme der dicken Hummel war.

Den Schmerz aller Schmerzen aber litt das Tier, wenn es die Menschenmänner mit den langen Bärten sah. Auch der Tierkönig besass so etwas wie einen Schnurrbart, wenn auch nur wenige Haare, und die kleinen Katzen brüsteten sich auch mit der Zierde ihrer Oberlippen, selbst wenn sie so taten, als wüssten sie nichts davon und gleichmütig in die Sonne blinzelen. Dass die Menschenmänner mit diesem Geschenk ausgezeichnet wurden, mochte noch angehen, denn schliesslich fehlten ihnen dafür allerlei Dinge zu einem richtigen Tier. Selten einer setzte eine Speckschicht an, Pelze trugen sie keine und müssten sich mit umgehängten Lumpen behelfen, die sie in ihrer Eitelkeit als Kunstwerke betrachteten und als Mittel, krumme Beine und schiefen Rücken zu verstecken. Sie sollten Bärte haben, man konnte

sie ihnen gönnen, den armen Halbtieren. Dass aber auch diese gemeinen Katzen ihre Schnauzen so hochmütig in die Luft strecken durften, ging wider die Gerechtigkeit. Und dann erst die Ziegenböcke und die Steinböcke, die Gemsen und all das andere Springgetier! Ein Knebelbart konnte den Gewaltigen in Raserei bringen. Wenn man nur herausgebracht hätte, ob ein Ziegenbart dem menschlichen Kinnschmuck nachgebildet worden war, oder ob es umgekehrt zugegangen!

Das gewaltige Tier grämte sich schon seit undenkbarer Zeit wegen der Bartierde. Zuletzt wurde es schwermüdig und liess sich vieles gefallen, was es früher nicht geduldet hätte: Vögel nisteten auf seinem Rücken und führten sich auf, als ob sie auf einem stummen, dummen Berge hausten. Wasserläuse frasssen sich in die Falten seiner Haut ein. Auf seiner Schnauze turnten die Ratten. In seiner Melancholie tat es, als ob es nichts bemerkte. Man konnte denken, es habe seine Jugendjahre hinter sich und beginne langsam älter zu werden, obgleich es das grösste aller Tiere war.

Es kam jedoch an den Tag, dass ein Funke von Hoffnung genügte, um seine Jugend wieder anzuflammen. Aus irgendinem Grunde vernahm es, dass die Menschen verständen, ihrem Bartwuchs nachzuholen, ja aus nichts einen richtigen Bart zu zaubern, und nicht nur einen Theaterbart, obgleich auch dies möglich war. Kaum hatte der traurige Gewaltige das Geheimnis der Menschen vernommen, als er sich einen alten Mann fing, einen Greis mit Silberbart.

„Wie fängt man es an, einen Bart zu bekommen?“ fistelte das grosse Tier den alten Mann an. „Ich will einen Bart haben wie du! Und sagst du mir nicht, wie man es anfängt, fresse ich dich auf der Stelle!“ Also sprach das Riesentier und der Alte duckte sich. Er sah ein, dass dem Grossen nicht zu helfen sei und sann auf eine List.

„Man sagt bei uns zu Hause“, sagte er zuletzt, „man sagt, es gebe ein Mittel und man rät es allen jungen Buben an, die gern einen Bart bekämen!“

„Willst du endlich reden, du Halbaffe?“ sagte das grosse Tier.

„Es ist einfach, Majestät!“ sagte der Alte furchtsam, „aber du musst sieben Jahre warten, bis der Bart kommt! Aussen auf dein Kinn musst du Honig streichen, Honig von einem gesunden Bienenvolk, inwendig aber alten Taubenmist, über den Zähnen und auf der Innenseite der Lippen.“

Als das grosse Tier das hörte, fing es fürchterlich an zu fluchen. „Willst du mich beleidigen, du kleiner Satan?“ zischte es aus seinem Hals. „Inwendig will ich den Honig haben, aussen meinewegen den Taubenmist!“ Es tobte und hörte den Greis nicht an, obgleich der mit heftigen Gesten erklären wollte, was man den jungen Buben erklärt, nämlich dass Honig ziehe und Taubenmist treibe. Er wurde gar nicht angehört, sondern mit der Drohung entlassen, dass er gefressen werde, wenn der Bart in sieben Jahren nicht erschienen sei. Da ging er getrost von dannen, wusste er doch, dass er keine sieben Jahre zu leben habe.

Das grosse Tier liess nun Honig und Taubenmist kommen, strich sich Rachen, Gaumen, Zahnfleisch und Wangen-Innenseite voll mit Honig und legte aussen fleissig Taubenmist auf. Und so kam es, dass ihm statt eines Bartes in seinem Riesenmaul die Barten wuchsen und er den Namen Bartenwal oder Bartwal bekam. Als das gewaltige Tier erkannte, welche Strafe sein Besserwissen erfuhr, stürzte es sich vor Scham ins Meer und tobte dort so lange, bis alle Fische vor Schreck die Sprache verloren. Und es kam seither nie mehr aufs Land, trotzdem es Junge zu säugen und seinen Jungen Luft zuzuführen hat.